



Philippe Garnier

Lob der Lauheit

Aus dem Französischen
übersetzt von Elisabeth Edl

liebeskind

In seinen eigenen Möbeln leben

In seinen eigenen Möbeln leben: Man darf nicht nur seinen Sessel, seinen Schrank, seine Matratze lieben, man muss auch seine Lieblingswörter lieben, seine Sprachmarotten, seine gewohnten Fehler, seine Phobien, seine Ohnmacht.

Das 18. und das 19. Jahrhundert waren die großen Jahrhunderte des Mobiliars. Hier wurden die Möbelstücke vermehrt, indem man alle möglichen kleinen Bedürfnisse erfand: in einer bestimmten Haltung, bei einer bestimmten Gelegenheit liegen, sich in kleinen Etappen vom Bett erheben, Gäste empfangen, arbeiten, träumen, verdauen. Damenschreibtische, Lesetischchen, Frisierkommoden. Der Tag wurde aufgeteilt in kleine Zeiteinheiten, in kleine Gebrauchsgegenstände, in sich ständig vermehrende Wohnräume. Man hätte diese Entwicklung auch noch weiter treiben können. Aber die Zeit hat gefehlt.

Es hat viele Vorzüge, sich seinen Stundenplan von den Möbeln diktieren zu lassen, von den Schubladen, von einer Reihe kleiner Fächer, die gefüllt werden müssen. Das erlaubt uns, den Kreislauf eines Tages zu durchwandern, ohne dass einem schwindlig wird von den ewigen Fragen, die man sich selber stellt.

Wissen, wie man den Kühlschrank richtig einstellt. Den Urlaub organisiert. Die Hausaufgaben fertig macht und in eine Schublade räumt.

Lieber ein Harmonium als eine Orgel.
Lieber ein Heizkörper als loderndes Feuer.

Eine halb gefüllte Badewanne ist wahrscheinlich die einzige Wohnstatt, die diesen Namen wirklich verdient. Eine so radikale Alternative zum üblichen Leben erfordert jedoch Vorsicht in der Anwendung. Die Badewanne soll eine Art von geheimer Zuflucht sein, ähnlich jenen toten Sprachen für den liturgischen Gebrauch, die nur noch von wenigen Eingeweihten verwendet werden und die im Glanz ihrer Nutzlosigkeit erstrahlen.

Wer fähig ist zu großen Ehekrächen mit zertrümmertem Geschirr, umgeworfenen Möbeln, eingeschlagenen Fensterscheiben, hat oft auch eine Begabung für Wohnraumgestaltung im großen Stil. Andere dagegen sind weder fähig zu zerstören noch einzurichten: Sie leben zwischen irgendwelchen auf einer Tischecke abgelegten Dingen, nie reparierten Maschinen, zweifelhaften Töpfen und Gläsern. Es ist unmöglich, seine Wut an etwas auszulassen, was nie Gegenstand besonderer Sorgfalt war.

Zwischen der Stille der Natur und dem Krach der Maschinen gibt es noch einen Bereich, der unaufhörlich schrumpft: die Wohnungsgeräusche. Knarren, Klirren, leises Knirschen, Gluckern und Geflüster. Geräusche, die eine ständige Gegenwart verraten, ein häusliches Warten, das den großen Abenteuern, aber auch den großen Ängsten den Rücken zukehrt.

Plädoyer für die Maschinen

Wenn es heutzutage etwas gibt, was man schätzen sollte, dann sind es Bildschirme. Bildschirme in all ihren Formen: Fernseher, Computer, Kinoleinwand. Die blassblaue, milchige Farbe eines Computers ist ein Orientierungspunkt, ein Trostspender. Das kleine lebendige Treiben *after dark* wird man tolerieren, vorausgesetzt, es sorgt für keine Überraschungen und die Geräuschkulisse ist auf die leiseste Stufe gestellt.

Nicht zu vergessen, auch einfache Brillengläser erfüllen ihren Zweck. Man braucht nicht kurzsichtig zu sein, um welche zu tragen.

Bei den Maschinen entwickelt sich fortan alles zum möglichst Fließenden, Nicht-Trockenen, Nicht-Explosiven. Das gedämpfte Klappern einer Computertastatur ist dem überreizten Geknatter einer alten Schreibmaschine hundertmal vorzuziehen. Weniger Hindernisse und mehr Geschmeidigkeit.

Auch der Fortschritt bei Klingeln und anderen akustischen Signalen ist begrüßenswert. Der enerzierende und manchmal beängstigende Glockenschlag wurde abgelöst von runderen und dumpferen, durch diffuse Schwingungen hervorgerufenen Klängen bei Telefonen und Computern. Ein paar unerwünschte Zeugen der Vergangenheit gibt es noch: Hupen, Sirenen. Und auch ein paar bedauerliche moderne Irrtümer wie die Diebstahlsicherungen bei Autos. Ihre Beseitigung ist nur mehr eine Frage von Jahren.

Da Computer von Natur aus nur leise Geräusche erzeugen, haben die Hersteller neue eingebaut, die Signalcharakter besitzen. Das künstliche Geräusch (ein zartes *Pling*) beim Starten ersetzt jenes andere, kaum wahrnehmbare, wenn die Zentraleinheit sich in Gang setzt.

Das Wäschewaschen in einer Maschine mit Bullauge und großer Trommel lässt einen beruhigenden Zauber entstehen: ein Schnurren, begleitet von kräftigen Stößen, die auch von einer Lokomotive oder einem Dampfschiff stammen könnten. Dieses Geräusch der Trommel hat etwas Bodenständiges, Un-

regelmäßiges, Holpriges an sich, der mächtige Zylinder im Kampf mit dem Gewicht der nassen Wäsche, deren ungleiche Masse an den Wänden klebt und plötzlich herabfällt. Die Maschine führt uns eine Strapaze vor, die hübsch anzusehen ist: Sie rackert sich ab wie ein Ackergaul. Wir hören ihr zu, während sie tapfer leidet. Wir erleben das Martyrium der Wäsche in ihrem Höllenfass. Spektakel. Trost.

Wenn man ein Elektrogerät einschaltet, einen Gemüsemixer, einen Kaffeeautomaten, einen Computer, fühlt man sich für eine Weile umsorgt und von einer sicheren Hand zu einem im Voraus bekannten Ziel geführt. Wir haben Vertrauen, das Verlangen nach dem, was die Maschine uns verschaffen kann, ist noch nicht völlig abgeklungen. Das ist ein Augenblick zerstreuten und glücklichen Wartens (und vor allem eine wunderschöne Form von Gleichgültigkeit).

Auge in Auge mit seiner vertrauten Maschine fühlt der Benutzer sich im Recht. Diesmal wird keine Auflehnung, kein Klassenkampf, kein aus den Tiefen emporgestiegenes Leidensgesicht dieses Gefühl vollkommener Legitimität, dieses uneingeschränkt gute Gewissen bedrohen.

Unsere Maschinen haben die Gesichtszüge des Menschentiers verloren. Da sie kein dumpfes Rütteln, kein Röcheln und keine Rußwolken mehr erzeugen, braucht man sie sich nicht mehr als Spartakus vorzustellen, der leidet und sich auflehnt.

Nichts ist befriedigender und banaler, als in ein Auto einzusteigen. Die leise geschlossene Tür, die Scheiben, die weichen Sitze. Der Sicherheitsgurt ... Man findet Schutz und zugleich ein Ziel: zwei oft widersprüchliche Sehnsüchte auf wundersame Weise befriedigt. Vor allem, wenn es sich um einen Wagen mit Chauffeur handelt – Taxi oder Bus tun's auch – und man sein Ziel erst in letzter Minute festlegt. Dieses Glück kann sich tagtäglich wiederholen, sogar mehrmals täglich. Das ist keine Frage des Geldes.

Ganz gleich, mit welcher Geschwindigkeit man seinen Weg zurücklegt: Wesentlich ist nur, dass er einem vertraut ist. Dass man die Straßenecken wiedererkennt, die Biegungen, Häuser, Bäume oder Wohnblöcke. Fernes und Nahes verschwimmen ineinander. Gleichzeitig zu Hause und anderswo sein.

Wer nie vor einem Fotokopiergerät in Verzückung geraten ist, kennt den Sinn des Lebens im Kleinen nicht. Das weiße Licht, die serienmäßige Verdoppelung, der Abfall. Die Seiten, die man in Gedanken aneinanderfügt, die man kopiert, zusammenheftet und schließlich in den Papierkorb wirft.

Sein Auto parken und fünfzehn Minuten am Straßenrand weitergehen, an einem Winternachmittag die Heizung abschalten, das Geschirr mit der Hand abwaschen, das Gemüse mit dem Messer klein schneiden und mit einer Kurbelmühle pürieren: Man muss eine Weile auf eine Maschine verzichten können, und sei es auch nur, um das Verlangen nach ihr ein wenig aufzufrischen. Wundervolle Augenblicke, in denen man sich nackt fühlt, und so völlig ungebunden! Will man noch einen Schritt weiter gehen, empfehlen sich Survival-Kurse, Rucksackreisen in ferne Wildnisse. Man kehrt zurück mit einer gefestigten Liebe zu Komfort und Technologie, eine rare Kostbarkeit, Salz des Lebens, das sich mit der Rückkehr in den Alltag langsam erschöpft.